

Saale-Beitung.

Sechshundvierzigster Jahrgang.

Werben die... Besondere... Anzeigen

Ercheint täglich... Sonntag und Montag einmal

Redaktion und Geschäftsstelle... Wehengehäusstraße Markt 24.

Bezugpreis... Anzeigen... Abonnement

Nr. 595. Halle a. S., Donnerstag, den 19. Dezember. 1912.

Das Ausländertum auf deutschen Universitäten.

Halle, 19. Dezember. 1912.

Ein frischer Zug geht durch die deutsche Studentenschaft. Der von den Halleischen Klinikern gegen die Bevorzugung ausländischer Studenten in Form eines „Streits“ eingeleitete Protest hat — soweit sich bis jetzt übersehen läßt — Zustimmung an zahlreichen anderen Universitäten gefunden; in diesen haben sich die reichsdeutschen Mediziner der dortigen Universität, soweit sie in klinischen Semestern stehen, bereits angeschlossen und sind gleichfalls in den „Streit“ getreten, von mehreren preussischen Universitäten, (wo die medizinischen Fakultäten bisher allzu nachsichtig in der Auslegung der ministeriellen Verordnung von 1896 gewesen sind,) darf ein Vorgehen analog demjenigen der Halleischen Klinikler erwartet werden.

Die deutsche Presse steht fast ausnahmslos auf der Seite der Halleischen Klinikler, die mit einem scharfen, klugen Eingriff das deutsch-russische Tischfuß in den Hörsälen entzwei schnitten, von der, jedenfalls nicht falschen Voraussetzung ausgehend, daß eine A b a t t u r besser ist als eine Palliativkur. Erfreulicherweise tritt diesmal die Parteizugehörigkeit der tonangebenden politischen Zeitungen den Blick nicht für die Beurteilung des Halleischen Kliniklerstreits; man erkennt allenthalben, daß es sich hier nicht um lokale, sondern um allgemeine Erscheinungen handelt, man weiß, daß die notorische Zurücksetzung, die heute die 90 Halleischen Klinikler zugunsten der — 33 Russen erfahren, die nämliche unsiebende Erscheinung darstellt, die gestern, heute und morgen in Gießen, Greifswald oder sonstwo zu beobachten ist. Und, daß es eine Zurücksetzung ist, wenn man Ausländern ohne genügende Vorbildung das gestattete, was man Inländern mit demselben Manko rundweg verweigert, wird niemand hinweg disputieren können. Wer sich übrigens an den Sinn der allein maßgebenden Ministerialverordnung hält, die für alle preussischen Universitäten gleichmäßig vorschreibt, daß nur diejenigen Studenten der Medizin zu den klinischen oder polyklinischen Vorlesungen zugelassen werden dürften, die das Zeugnis über das Physikum oder eine diesem gleichstehende Prüfung vorweisen können —, wird den Disput nicht wagen.

Wenn in diese Ministerialverordnung im Laufe der Jahre Abweichungen hineininterpretiert worden sind, zugunsten der Ausländer, die eine ihnen aus freien Stücken gewährte Konzeßion mißbrauchen, so wird es Zeit, daß diese Interpretierungen wieder verschwinden — — selbst auf die Gefahr hin, daß irgendwo ideale oder reale Interessen dadurch tangiert werden. Denn — h ö ß e r als diese Interessen steht unser nationales Empfinden, das verletzt wird, wenn man sieht, wie deutsche Liebenswürdigkeit und Gefälligkeit von Ausländern mißbraucht wird.

Mit Chauvinismus hat diese Wahrung deutscher Interessen wahrhaftig nichts zu tun! Wir können mit Goethe das Vorhandensein einer „patriotischen Wissenschaft“ bestreiten und trotzdem auf dem Standpunkte stehen, daß, ohne den Nährboden patriotischen Denkens die intensive Pflege der Wissenschaft und Künste nicht denkbar ist. Wenn, wie statisch feststeht, die Zahl der Reichsausländer an deutschen Universitäten im letzten Jahrzehnt von 2162 auf 3578 gestiegen und damit stärker gewachsen ist wie die Zahl der Inländer, dann ist das ein Zustand, der zum Nachdenken zwingt.

Es ist ganz logisch, daß mit dem Answachsen der Ausländer an deutschen Universitäten auch das Selbstbewußtsein der Ausländer wächst, daß sie ihr vermeintliches Recht zur Betätigung an deutschen Hochschulen dicker unterstreichen, als sich dies mit den Begriffen von Gastrecht verträgt, daß sie, die sich einbilden, die Bringer materieller Güter zu sein, recht ungemüht Rechte der deutschen Wissenschaft und deutschen Forscherleibes sein können.

Von slawischer Wesenheit haben wir hier in Deutschland noch nie etwas verspürt; im Gegenteil, slawische Begehrlichkeit und Annahmung ist mit jedem Jahre gewachsen, so gewachsen, daß die hiesige Polizeiverwaltung sogar schon besondere Maßregeln erwegen hat, um energisch gegen die Ausschreitungsneigung slawischer Studenten vorzugehen. Die letzte Schöffengerichtssitzung, in der ein tschechischer Student wegen Widerstandes gegen die Staatsgewalt die lächerlich geringe Geldstrafe von — 56 Mark (!) erhielt, hat einen Blick gestattet auf das kulturelle Niveau, auf dem manche dieser Herren stehen, deren Brüder und Vettern die deutschen Studenten in Kappeln beim harmlosen „Bummel“ auf dem Graben mit Äppeln niederlagerten, deren böhmische Freunde die Offiziere deutsch-österreichischer Regimenter beschimpften, wenn diese der Einberufungsorder Folge

leisteten. Und im verflochtenen Jahre haben wir hier erlebt, daß andere Ausländer — Japaner — sich erlaubten, gegen die Aufführung der harmlosen Gesshaoperette in unserem Stadttheater zu protestieren, weil ihnen das Sujet nicht gefiel. Noch mehr solcher Fälle anzuführen, wäre ein leichtes. Sie sollen hier nicht weiter erörtert werden, weil sie mit dem „Klinkerstreit“ nur in ganz loser Beziehung stehen, sie sind aber immerhin kennzeichnend für den Anschauungskreis, in dem sich das Ausländertum in unseren deutschen Universitätsstädten bewegt. . . .

Wir sind natürlich die Lehren, die besonders rigorose Erforschung der Zulassungsbedingungen für Ausländer an unseren Universitäten verlangen; wir wissen den Wert zu schätzen, der der deutschen Wissenschaft im Auslande zugute kommt, wenn ernste und begiertere Jünger zu Füßen deutscher Lehrer gesessen haben. . . . und deren Lehre in ihrer Heimat verbreiten. Diese Jünger werden uns immer willkommen sein. Aber die Interessen der deutschen studierenden Jugend, die unter viel sorgenvolleren wirtschaftlichen Verhältnissen den Kampf um die Existenz aufzunehmen hat wie der Ausländer, dürfen dadurch nicht gefährdet werden. Die von deutschen Fürsten gebildet, mit preussischer und deutscher Steuerzahler Geld unterhaltenen Universitäten und wissenschaftlichen Institute haben in erster Linie der Ausbildung und dem Fortschritte unserer akademischen Jugend zu dienen. Gefälligkeiten für die Ausländer, eine Krantheit, unter der das Deutschland leider seit Jahrhunderten leidet, sollen nach Feierabend verabfolgt werden. . . . Im preussischen Landtag wird man das dem Kultusminister im Januar nächsten Jahres recht deutsch und deutlich übermitteln! Selbst auf die Gefahr hin, daß schwarzlockige Russen oder interessant-blaue Tischen ihrer Mollkmission in der Sprache ihres Landes ärgerlichen Ausdrücke verleißen.

W. G.

Die Politik der Maske.

Graf Berthold hätte seine braunen Oesterreicher nicht gründlicher verblüffen können, als durch die ebenso späte wie harmlose Entthüllung in der Affäre Bismarck. In diesem Staatsmann hatten seine Landsleute bisher eine durchaus unkomplizierte Persönlichkeit gesehen. Nun werden sie ihre an diesem Glauben. Was Wunder, wenn da die bleierne

Feuilleton.

Selbstporträt

von Eugen d'Albert.

(Nachdruck verboten.)

Ver. Ich bin am 10. April 1864 in Glasgow im Distrikt St. Andrews geboren, als Sohn des Charles Francois d'Albert und der Annie d'Albert, geb. Rowell. Obwohl der Geburtsort eigentlich für das künftige Leben gar nicht von Bedeutung ist, habe ich unter dem Amtland, in Schottland geboren zu sein, viel zu leiden gehabt. Mein Geburtsort — eine ruhige Geschäftstadt ohne Familien — konnte man niemals mit meiner Kunst und mit meiner Persönlichkeit in Einklang bringen und man kann dadurch oft auf absonderliche Erklärungen und Deutungen. Mir ist der Zusammenhang zwischen mir und meiner Vaterstadt ebenfalls unerklärlich, rätselhaft für mich ebenfalls die ersten Jahre meines Lebens in einer Atmosphäre und in einer Umgebung zugebracht zu haben, welche nichts weniger als einer künstlerischen Entwicklung günstig sind. Früher einmal nannte ich die Jugendjahre, welche ich in England verbrachte, „Rebelljahre im Rebelllande“. Seit jener Zeit ist der Rebell, wozu vieles andere, in England viel besser geworden. Ich bin jetzt, wo ich den Verhältnissen objektiv gegenüberstehe und kein Band mehr mit dem Lande verknüpft, durchaus nicht mehr dieser letzten Meinung. Ich erkenne die großen Vorzüge des Landes immer gerne an, ich war des öfteren wieder dort, um mich an den freien Stellen und der praktischen Lebensweise zu erfreuen. Aber meine frühesten Jugend war in künstlerischer Hinsicht keine glückliche. Wenn es vielleicht zu weit geht, England allein die Schuld zu geben, so hat mein Geburtsland jedenfalls im weitesten Maße beigetragen. Man hätte damals dort für Musik und für die innere künstlerische Entwicklung eines Meisters absolut kein Verständnis. Ich betone abermals ausdrücklich, daß es damals so war; heute ist auch hierin eine erfreuliche Wandlung eingetreten. Den ersten Unterricht erhielt ich von meinem Vater, der selbst Komponist von Tanzmusik war, und als solcher in England sich einen Namen gemacht hat. Mein Vater war in Altona am 25. Februar 1809 geboren, getauft am 20. Juni 1810 als Sohn des Francois Benoit d'Albert, Exkapellän der Kavallerie und Expedient der Arme in Dienste Setner

Majestät des Kaisers der Franzosen, Königs von Italien und Christine Sophie Franzosen, geb. Schulz, wohnhaft zu Kienladen bei Altona (so lautet die Eintragung). Ein Franzose regte sich Altona wird ferner bezeugt, daß am 16. Sept. 1805 getraut wurden: Francois d'Albert, ehelicher Sohn des Nikolaus d'Albert und der Katharina de Salas, und die Jungfrau Christine Sophie Henriette Schulz, eheliche Tochter des Johannes Karl Schulz und der Christiane Cappe. — Mein Großvater war mit Napoleon I. als Adjutant noch im Jahre 1804 nach Altona gekommen, lernte dort meine Großmutter Franziska Schulz kennen und lebte in Altona wohnen wo er auch bald darauf starb. Meine Großmutter zog dann mit meinem Vater nach England, wo er sich der Musik widmete. Meine Mutter war Engländerin und heiratete meinen Vater, als er 54 und sie 36 Jahre alt war, so daß meine Eltern nicht jung waren, als ich zur Welt kam. Die mein Umstände habe ich es auch zu verdanken, daß meine Jugend eigentlich keine Jugend im landläufigen Sinne zu nennen ist. Ich wurde mit der denkbar größten Strenge erzoogen — Spielkameraden und Spiel blieben mir fremd. Den Tag verbrachte ich meist im Zimmer, mit meinen Vätern und Notizen beschäftigt. Ich trieb mit besonderer Begeisterung auch fremde Sprachen, sogar persische, ich las an Hebräisch und Sanskrit — ich kannte keine größere Freude als Arbeiten und Studieren. Ein loquacem musikalisches Wunderkind war ich nicht. Meine musikalische Besorgung entwidete sich erst mit dem sechsten Jahre, als ich Melodien, die ich hörte, nachzuahmen versuchte. Die Anleitung, welche ich erhielt, war durchaus ungenügend — es fehlte auch meiner Umgebung an Bildung und Verständnis für mein Talent. Trotzdem arbeitete ich emsig für mich — eigentlich ein jugendlicher Autodidakt — und bis zu meinem zwölften Jahre hatte ich schon eine stattliche Anzahl Kompositionen geschrieben: ein Oratorium, zwei Opern, eine Ouvertüre, verschiedene Klavierkonzerte usw. Den ersten ordentlichen Unterricht in Musik (meine sonstigen Studien besorgte ein Hauslehrer, da mein Vater daneben war, daß ich die Schule besuchte) erhielt ich an einer Musikschule in London, in welcher ich eine Preistelle hatte. Diese Schule ist längst von der Welt beseitigt, verstanden, da sie durchaus nicht gut geführt war und von allen Fachmännern in sehr mißlicher Weise beurteilt wurde. Direktor war der „Mikado“-Komponist Arthur Sullivan, der auch im Lehrplan als Kompositionsfach figurierte; er glänzte aber stets durch seine Unwissenheit. Ich glaube nicht, daß er mehr als acht Stunden in der lehrjahrlangen Existenz der Schule gegeben hat! Den ersten ordentlichen Unterricht im Klavier erhielt ich von Ernst Paue. Ueber seine eigentümliche Lehr-

methode habe ich mich des öfteren schon geäußert; jedenfalls hatte der Aufenthalt in England, die ich bei manchem Künstler vor ihm, den künstlerischen Sinn getrübt. Meine Begabung ging nutzlos an ihm vorüber — er hat später selbst zugegeben, daß er sich betreffs meiner Ausbildung eines großen Irrtums schuldig gemacht hätte. Mein Bestreben, mein Talent zu unterdrücken und mich gegen höheren Flug zu unterbinden, hat nicht wenig dazu beigetragen, mir den Aufenthalt in England zu verbittern. Ich glaube, eine so vollkommene Verwertung einer Individualität, ein so krauses Beispiel von pädagogischem Unvermögen kommt selten vor; zu meinen Gunsten habe ich immer angenommen, daß es nicht absichtlich geschah. Theorie, Kontrapunkt und alles, was zur Kompositionslehre gehört, lernte ich abwechselnd von verschiedenen Lehrern. Die unersüßliche und vollständig willkürliche Führung der Schule brachte es mit sich, daß die Lehrer sich ablösten wie die Wachposten. Meiner Begabung für Komposition brachte man übrigens immer mehr Interesse entgegen, als meine pianofortischen, und habe ich mich daher in dieser ganzen Zeit hauptsächlich der Komposition gewidmet. Es war mein Ziel, Komponist zu werden; das Klavier war für mich stets von untergeordneter Bedeutung. Aber diese kompositorische Tätigkeit wollte man in konservative Bahnen lenken; es waren Herren, für welche Mendelssohn das Ideal und Schumann ein Fortschrittler war. Ueber meine Dispositionen rümpften sie die Nasen. Ich hatte sehr bald die große Beschränktheit des Wissens dieser Musiker erkannt und sehnte mich, von ihnen fortzukommen; nur hatte ich aber leider immer mit dem eisernen Willen meines Vaters zu tun, der selbst von moderner Musik nichts verstand und sich von meinen Lehren beeinflussen ließ. Ich habe es daher als eine wahre Erlösung empfunden, als eine befreunde deutsche Familie in London, der ich hiermit öffentlich meinen Dank dafür sage, mich mit Hans Richter bekannt machte, der von meiner Begabung so überzeugt war, daß er mich mit sich nach Wien nahm. — Wenn ich heute in objektiver Weise meine Jugendjahre überblicke, so kann ich mir jene Leidenschaft recht gut erklären. Ich empfand durchaus deutsch, fühlte mich als Deutschen, irgend auch schon damals mit Vorliebe nur Deutsch; dem Englischen und namentlich der englischen musikalischen Geschmacksdirection konnte ich keine Geltung abgemessen. Außerdem hatte ich fortwährend gerade mit Klankern zu tun, welche einer geradezu reaktionären Richtung angehörten. Aus der ganzen Zeit ragt nur ein Mann hervor, der an Wissen, an Größlichkeit, an Kenntnis der deutschen Meister alle anderen weitaus übertraf, das war Ebenezer Prout. Ich bin leider damals viel zu spät mit ihm in Be-

Welle der Verbundenheit durchs Band schließt und der Wunsch sich regt, es möchte mit der Politik geheimnisvoller Leisetreterei gedrohen und ein klarer, fester Kurs gesteuert werden? Wenn nachdrager der Glaubwürdigkeit der vom Grafen Berchtold immer wieder in befähigenden Worten vertretenen Auffassung Erschütterung droht, es werde doch noch durch alle Gemüthsstöße der freundlichen Schimmer eines guten Verständnisses zu Klauhand sich durchbringen? Die 1. und 2. Armee politisiert verständigerweise nicht, aber ihren Offizieren führt schon instinktiv die Hand zum Säbelgriff, flingt gepreßt die Frage durch die Zähne, ob denn der Minister des Meuseurs dem Heere nichts zutraue. Sie überkommt ein Sehnen nach der stählernen Art des Grafen Wertheim, die des böhmischen Problems durch bloßes Axtentlassen des Säbels Herr wurde. Hier ist nun rückschauende Beurteilung möglich. Sie lehrt, daß die Dinge jetzt doch wesentlich anders liegen. Damals hätte Oesterreich-Ungarn die — wie jetzt erwiesen ist — zerstörende Türkei zum Kriegsgegner gehabt. Jetzt kämpfte ihm in der Front das militärisch zweifellos schlagkräftigere Rußland gegenüber, während es im Rücken von mindestens einer halben Million slawischer Soldaten bedroht werden würde.

Das Selbstakt „Romowe Wremja“, die selten Zutreffendes schreibt, ergeht sich in solchen Betrachtungen und trifft hier wohl den Nagel auf den Kopf mit der Feststellung, daß die Frage der jersischen Vorarbeiten nur scheinbar eine österreichisch-berühmte, in ihrer geschichtlichen Wirklichkeit eine rein russische ist. Sie darf tatsächlich nur unter diesem Gesichtspunkt betrachtet und diplomatisch behandelt werden. Das große Ziel der russischen Politik ist eben unvertändlich die Schaffung eines aus Adriatisches Meer sich anlehnenden, südländischen Machtzentrums, mit dessen Hilfe das ganze Staatsinteresse Oesterreich-Ungarns in eine Sadgasse hineingepreßt werden könnte. Die „Romowe Wremja“ verfehlt in ihrer lobenswerten Offenherzigkeit auch nicht, daß in fünf bis sechs Jahren die Situation eine andere sein werde, die Türkei sich erholt haben und im dann eintretenden Konfliktfall auf die Seite der Gegner Rußlands sich stellen könnte. Was heißt all das anders als die Unumgänglichkeit eines beschleunigten eiserneu Verständnisses zwischen Rußland und Oesterreich-Ungarn? Und dazwischen liegt die sanftmütige Politik des Grafen Berchtold. Es will beinahe scheinen, als ginge sie nur dann dem Verständnis ein, wenn man dem Grafen Berchtold den unerschütterlichen Glauben an den Friedenswillen der offiziellen russischen Politik zueignet. Diese Auffassung entsprach der kürzlich in einem Artikel der Berliner „Köf.“ über mangelnde Kriegsbereitschaft Rußlands niedergelegten. Es hieß da, die maßgebenden Kreise im Zarenreich seien entfernt davon, sich von Hebern bestimmen zu lassen; sie glaubten aber, der Volksstimmung ein gemisses Opfer bringen zu müssen, indem sie scheinbar sich zum Kriege rüsten; sie wählten sehr gut, daß bei einem europäischen Kriege die Trübenrücksicht des Hauses Romanow und das ganze Staatswohl Rußlands aufs Spiel gesetzt werden würden. Sicherlich ist die russische Volkspolizei komplizierter noch als die staatsmännliche Natur des Grafen Berchtold. Darum wäre wohl kaum ausgefallen, daß die Enttöschung des Innern Rußlands von Truppen der Revolutionären Mut zu neuen Taten machen würde. Ist aber das Herz des russischen Volkes von der panlawistischen Idee ergriffen, dann werde den umstürzlerischen Wählern!

So kommt man denn zu dem Schluß, daß von der Entwicklung des österreichisch-russischen Gegenfases, an dem der nächste weltgeschichtliche Rud einsehen muß, einzuweisen nur eins gemiß ist: die Unmöglichkeit. Und Graf Berchtold, dessen Politik jetzt als nicht irreführend genug im eigenen Lande bemängelt wird, tut vielleicht recht daran, einzuweisen nicht den Parteien, die Ereignisse herausfordernden Mann hervorzuheben. Warum sollte er sich denn auch nicht den Anschein des Optimisten geben dürfen, wenn Rußland nur scheinbar zum Kriege rüftet?

San Giuliano über den Dreibund.

Der Leiter der auswärtigen Politik Italiens hat in der italienischen Kammer über den Dreibund gesprochen. Er war dazu durch den Deputierten Barzilai herausgefordert, daß er eine Interpellation über die vorzeitige unvertänderte Erneuerung der Allianz eingebracht hatte.

Auf diese Interpellation erwiderte Marquis di San Giuliano u. a.:

Meine Antwort wird kurz, klar und bestimmt sein. Seit mehr als dreißig Jahren ist der Dreibund für ganz Europa eine Bürgschaft des Friedens und für die Dreibündigen selbst eine Bürgschaft der Sicherheit. In den Beziehungen zwischen den Verbündeten erleichtert und festigt er die gegenseitige Reueigung, ihre Interessen in Einklang zu bringen, in den Beziehungen mit den anderen Mächten erleichtert seine friedlichen und defensiven Ziele das Zustandekommen von Freundschaften und Verständigungen. Zu den internationalen Fragen hat er stets einen einträchtigen und friedlichen Willen, der in den gleichen Reueigungen der anderen Großmächte sein Gegenstück fand, und dessen wölkstättige Wirkungen jedermann anerkennen muß, mitgebracht. Die Sicherheit eines dauernden Friedens für die drei Verbündeten und für Europa, die sich zum großen Teil aus diesem Stande der Dinge herleitet, war eine der Hauptaufgaben der großen und allgemeinen wirtschaftlichen Fortschritte, die, da sie die Interessen der ganzen zivilisierten Welt immer mehr verknüpfen und verbinden, dadurch ein neues Hindernis für solche großen Kriege bilden, die nicht durch die höchsten Notwendigkeiten des Lebens oder durch die nationale Würde bestimmt werden. Die lange Dauer des europäischen Friedens machte das grandiose Werk leichter, welches Italien trotz äußerer und innerer Schwierigkeiten in den letzten dreißig Jahren vollenden konnte, ein Werk, welches vielleicht unserer patriotischen Ungebildung langsam erschien, das aber der unbefangenen Würdigung der Nachwelt schnell, fruchtbar und ruhmreich erscheinen wird.

Der Dreibund kann für jede der drei ihn bildenden Mächte seine Früchte bringen, vollkommenes gegenseitiges Vertrauen für die Gegenwart und Zukunft vorausgesetzt. Weitere Voraussetzung ist, daß jeder der Verbündeten die Ueberzeugung hegt, daß er morgen die Unterstützung des anderen wird erhalten können, als Ausgleich für das, was er heute für ihn tut, endlich, daß alle drei wissen, daß es sich nicht um eine veränderliche Verbindung handelt, sondern um ein festes und dauerhaftes Band. Die Sicherheit der Zukunft ist ein wesentlicher Faktor des gegenseitigen Vertrauens, einer wirksamen Eintracht und einer herzlichen und fruchtbaren Intimität.

Aus diesen durch die Erfahrung von dreißig Jahren erprobten Tatsachen ergibt sich das gleiche Interesse der drei Mächte, den Dreibund einige Zeit vor seinem Ablauf zu erneuern. Auf dieser festen Grundlage sowie auf der Basis der italienisch-österreichisch-ungarischen Abkommen von 1897 und 1900, die stets vollkommen der aktuellen Lage Italiens und Oesterreich-Ungarns entsprachen — die gegenseitigen Beziehungen zwischen diesen an dem Gleichgewicht und der Freiheit in der Adria am meisten interessierten Mächten sind heute sehr intim und herzlich — konnten die fundamentalen Linien einer Lösung des albanischen Problems gefunden werden, entsprechend dem Prinzip der Nationalität, der Gleichheit ihrer Lage gegenüber Albanien und ihrem gleichen Interesse daran, daß ein mit der Garantie der Großmächte neutralisiertes Albanien sein eigenes Leben leben und auf dem Wege der Zivilisation und des Wohlergehens fortschreiten, ein dem freien Handel der ganzen Welt offenes Gebiet bilden und gleichzeitig einen Faktor des politischen Gleichgewichts

auf der Balkanhalbinsel und in der Adria bilden kann. — So wie der Dreibundvertrag rebigiert ist, gemäßigter als alle unsere Interessen und sorgt in vollkommener Weise für unsere Sicherheit. Es lag also kein Grund vor, ihn abzuändern und keiner der drei Verbündeten hat den anderen um eine Abänderung. Es ist überflüssig, zu wiederholen, daß der Vertrag defensive und friedliche Zwecke hat. Die Erfahrung beweist, daß jede der drei verbündeten Mächte, um sich an den Geist des Vertrages zu halten und den Verbündeten gegenüber alles mögliche zu tun, um sie nicht in unvorteilhafte Verwicklungen hineinzuziehen, immer verübt hat und immer verüben wird, mit den anderen Großmächten herzliche Beziehungen unterhalten und mögliche Ursachen einer Reueigung zu entfernen. Demgemäß ist in der Lage, die sich aus den Ereignissen auf dem Balkan entwickelt hat, ein wohlwundernder Faktor unsere herzlichste Freundschaft mit Rußland.

Auf diesem Wege wird Italien, ruhig, feiter, klar und voller Vertrauen gegen den strahlenden Horizont der Zukunft mit der Ueberzeugung, daß sein wachsender wirtschaftlicher Wohlstand und seine moralische Größe in einem dauerhaften und sicheren europäischen Frieden eine starke Garantie finden werden. Um diese Ziele zu erreichen, muß das Bündnis zwischen Italien, Deutschland und Oesterreich-Ungarn, das lebend und fruchtbar gemacht wird durch intime und vertrauensvolle Beziehungen zwischen den Verbündeten, der Frage im Auge zu behalten und die Politik bleiben, die durch ihre Beständigkeit, ihren Zusammenhang und ihre Festigkeit wertvoll in Europa volles Vertrauen und Achtung einflößen soll, aber die keine Kompatibilität Anspruch hat, und die zu verbieten und zu befehlen Italien das Bewußtsein und die Zuflucht hat.

Bei Gelegenheit der Ernennung des Generals Conrad von Höbenorf zum Chef des österreichisch-ungarischen Generalstabes hat Graf Berchtold mir aus freien Stücken in freundschaftlicher Weise Mitteilungen zugucken lassen, aus denen hervorgeht, daß diese Ernennung in keiner Beziehung zu der auswärtigen Politik steht.

Die Ausführungen San Giulianos waren von häufigen Beifallstundgebungen begleitet. Zum Schluß wurde der Beifall allgemein. Der Minister wurde von den übrigen Ministern und zahlreichen Abgeordneten beglückwünscht.

Deutschland und England in handelspolitischer Beziehung.

Wenn auch die unerwartete Besserung der deutsch-englischen Beziehungen in politischer Hinsicht erfreulich ist, so kann man nicht ohne weiteres sagen, sie wäre es auch in handelspolitischer. Denn in letzterer hat sich nichts verändert. Beide Staaten behandeln sich — ohne ein Abkommen dieses Inhalts — gegenseitig als meistbegünstigte Nationen, und die deutsche Einfuhr genießt in England praktisch vollkommenen Freibeit, mit Ausnahme von Tabakfabrikaten, die zu weit über die innere Abgabe für Rohabak hinaus befreit werden, als daß sie in England eingeführt werden könnten. Großbritannien ist Deutschlands bester Kunde, und wenn man die englischen Kolonien noch hinzurechnet, so kommt man auf einen wahrlich riesenhaften Abzug im Jahre 1911:

Greatbritannien	1139,7 Mill. Mark	= 14,0 v. H.
Britisch-Indien	99,5	= 1,2 v. H.
Austral. Bund	79,7	= 1,0 v. H.
Brit.-Südamerika	47,5	= 0,6 v. H.
Kanada	42,9	= 0,5 v. H.
Ägypten	42,3	= 0,5 v. H.
Brit.-Westafrika	11,7	= 0,2 v. H.
Malakka usw.	11,8	= 0,1 v. H.
Ceylon	3,7	= 0,0 v. H.

zu 1480,8 Mill. Mark = 18,1 v. H. Relativ ist er daher schon größer gewesen, absolut noch niemals. Die Einfuhr aus dem britischen Reich ist früher

rührung gekommen, aber die kurze Zeit genügte, ihm meine Berechnung zu sichern. Ich möchte außerdem nochmals betonen, daß meine abfälligen Bemerkungen dem damaligen maßhaltigen England gelten — heute ist vieles, ja vielleicht alles besser geworden, auch in wirtschaftlicher Hinsicht. Ein Rand, das ein Gebirge herabstürzt, muß unbedingt muß fallische Reime in ein Gebirge herabstürzen, und der Zukunft sich einen Weg aus im Reiche der Kunst zu sichern wissen. — Aus dieser Zeit blieb an Kompositionen nur eine Suite für Klavier erhalten, welche später als Op. 1 in Berlin erschien.

Ich kam also nach Wien und wohnte im Hinterhofen Hause. Obwohl ich darin eine große Enttäuschung erlebte, daß Richter sich um meine Studien im ganzen und großen absolut nicht kümmerte, so daß ich wieder in durchaus autodidaktischer Weise vorwärts streben mußte, so war mir doch die Freiheit, das Leben in einer fortgeschrittenen kulturellen Atmosphäre ein solcher Gewinn, daß ich mich wie neugeboren fühlte; mit frischer Kraft ging ich in die Weiterentwicklung meiner Fähigkeiten. Ich lernte Brahms kennen, und vor allem Franz Liszt, der mich sofort durch seine Persönlichkeit und sein Verständnis für mein etwas draußengerichtetes Wesen begauerte. Brahms hat sich damals auffallend anerkennend über meine Suite ausgesprochen, er stellte mir die günstigsten Ausichten für die Zukunft aus. Aber Franz Liszt war es doch, der den größten Einfluß auf meine Weiterentwicklung ausübte. Er ließ eben wie kein anderer vor oder nach ihm die seltsame Begabung, ein Talent, unter den Schlägen das wahre Gold zu erkennen. Er verstand, daß ein edles Talent wie der junge Wolf schäumen und gären muß, soll der Mensch ein Ober werden. — Er setzte sich über Wagner, welche die Wagnerianer einfach hingen und hat bei mehreren Talenten stets bei gelunden. Rern zu entdecken vermocht. Er lud mich ein, ihm nach Weimar zu folgen, und mit Begleitung setzte ich selbst durch, dieser Aufforderung Folge zu leisten. In Weimar war es, daß sich meine pianistische Begabung in ungeheurer Weise entwickeln sollte. Liszt ermahnte in mir das Virtuosenstum. Seine flammanden Worte trieben mich ganz ungemohnt in dieser Laufbahn zunächst weiter. Wie konnte es anders sein, wenn ein solcher Meister den Schüler seinen Tauch redubivus, seinen Zauberfänger — Albertus Magnus — nennt, und ihm sagt, daß es ihm Spaß gemacht hätte, in seiner Glanzzeit mit ihm zu konturieren! Ich glaube, ohne unbedeutend zu sein, lagen zu Wien, daß Liszt seinen Schüler der letzten Zeit so sehr in sein Herz geschlossen hatte als mich; es werden meine Mitschüler, welche alle

von einer rührenden Kollegialität und stets frei von allem Neid waren, dies gemiß bezeugen.

Auf diese Weise war ich mit einem Schläge Klavier-Dirigee geworden. Die Freunde drängten mich dazu, öffentlich zu spielen — das erste Auftreten in Berlin im Vittoria-Haus vor Liszterte an dem absolut unmöglichen Programm, welches eine bekannte Konzertdirektion mich leisten ließ. Ich hatte aber den Mut — gegen den Willen dieser Konzertdirektion — die Scharte durch einen eigenen Klavierabend in Berlin auszuweichen und erzielte damit mit einem Male den phänomenalen Erfolg, der den Grundstein zu meiner pianistischen Karriere legte. Von diesem Augenblicke an betrieb ich Deutschland, Oesterreich, Rußland, Italien und Amerika — Liszt und Berlin hatten es gemollt, ich sagte mich, wenn auch mit innerem Herzen! Wie ganz anders waren meine Pläne gewesen, ehe ich in Berlin auftrauf! In Gena Philologie studieren, meinen Doktor machen — Operntexte verfassen — still für mich leben. Und nun auf einmal das Gegenteil — rauschende Erfolge, glänzende Desfentlichkeit — das ganze Blendwerk des Virtuoseniums! Aber im Innern blieb ich mir treu. Ich liebte nie das öffentliche Konzertieren. Bei jeder Vorbereitung, die ich machen mußte, empfand ich Ekel und Verachtung vor der Unheilbarkeit und Vere dieses Berufes. Seltenere Konzerte mit künstlerischem Programm bestrittenen mich stets, aber das planmäßige Konzertieren habe ich immer gehabt. Um meinen Wünschen für die Zukunft treu zu bleiben und meine Kunst rein zu bewahren, mußte ich mich im Sommer entziehen. Und so entzanden in den Sommermonaten viele Kompositionen. Diese — als ich mich noch nicht für die Bühne entschieden hatte — konzentrierten im Still anfangs zwischen Brahms und Wagner-Stil; um schließlich, je intensiver ich den Drang zum Theater spürte, dem ganz Modernen und hoffentlich Eigenem dauernd zu huldigen. Ich fühlte sehr bald, daß das Theater mein eigentliches Feld sei, und so ging der Traum meiner allerfrühesten Jugend in Erfüllung: für die deutsche Bühne zu schreiben. (Meine mit zwölf Jahren geschriebenen Opern waren nämlich mit Texten in deutscher Sprache versehen, welche ich selbst verfaßt.) Mit der Zeit bekehrte ich mich sogar darauf, ausschließlich für das Theater zu schreiben. Das Gebiet ist ein so schwieriges, daß man seine Zeit mit Kompositionen anderer Gattung verdingend-n darf. — Der Drang zur Oper verleitete mich dazu, kurze Zeit in Weimar Kapellmeister zu werden. Bistellst wäre ich heute noch dort im Amt, wenn nicht kleinstädtische Rabalen mich veranlaßt hätten, sehr bald meine Entlassung zu nehmen. Meinen

Wohnsitz hatte ich die weiteren Jahre in Dresden, Berlin und Frankfurt a. M. Später verbrachte ich viele Monate am Lago Maggiore. Das Leben dort ist herrlich, aber für einen deutschen Musiker ist der Aufenthalt im Ausland auf die Dauer nicht vertretlich. Er muß dort leben, wo er wirkt und schafft. Und so bin ich nach Wien gekommen, um allen deutschsprechenden Städten gemiß die musikalische. In Wien atmet alles Musik aus, es ist die Stadt, welche dem Musiker die meiste Anregung bietet.

Von meinen Opern will ich nur die Namen und Ort und Datum der Uraufführungen angeben: „Der Rubin“ (Karlsruhe 1893), „Ghismonda“ (Dresden 1895), „Gernot“ (Mannheim 1897), „Die Abreise“ (Frankfurt a. M. 1898), „Rain“ (Berlin 1900), „Improvisator“ (Berlin 1902), „Tiefland“ (Braug 1903), „Gaius Sola“ (Braug 1904), „Tragabadas“ (Samburg 1907), „Zepi“ (Hamburg 1909). Die verheiratete Frau (Wien 1912). Neuerdings habe ich mit letzterer Freude mich wieder als Pianist öffentlich betätigt. Auch einer Pause von 6 Jahren war es mir ein künstlerisches Vergnügen, meine inneren Empfindungen dem Publikum unmittelbar entgegenzubringen. Aber an eine Wiederaufnahme dieser Tätigkeit im früheren Sinne möchte ich nicht denken. Mit meinen kompositorischen Arbeiten würde sich das feinstesfalls vereinen lassen.

Ueber meine Privatverhältnisse habe ich im Vorstehenden nichts gesagt. Das Publikum hat sich schon viel zu die damit beschäftigt. Was ich aber rein menschlich in meinem Privatleben erlebt habe, ist noch lange nicht gemeint. Ein Preisgeben dieser Empfindungen und dieser Ereignisse finde ich sehr dankbar und überflüssig. Nur das eine möchte ich sagen: das man manches ohne die nötige Erklärung von mir nicht verstehen kann, wäre es besser, sich überhaupt nicht damit zu befassen. Zwei Dinge tragen unerlässlich zum Glück des Menschen bei: die Arbeit und die Liebe. Beides kann man nur im Familienleben in Föhlung genießen. Das richtige Familienleben für den Künstler zu finden, gehört zu den schwierigsten Aufgaben. Gerade deshalb, weil der Künstler — ich meine natürlich nur die wahrhaft großen — eine hohe Auffassung der Moral besitzt — eine weit höhere Auffassung davon als die vielen der Erdenbürger, welche über den Künstler „als Mensch“ die Worte rümpeln. Über eben diese hohe Moral kann ich auch auf Abwege führen. D. h. im Sinne der heutigen gesellschaftlichen Anschauung — die hohe Moralität kann ich leicht in Konflikt mit den mit Worten geäußerten Meinungen der sogenannten guten Gesellschaft bringen. . . .

auch absolut schon größer gewesen; sie betrug 1911 aber immer noch aus:

Großbritannien	808,8 Mill. Mark	= 8,3 v. H.
Brit.-Indien	440,3 "	= 4,5 v. H.
Austral. Bund	248,2 "	= 2,6 v. H.
Brit.-Südafrika	55,9 "	= 0,6 v. H.
Kanada	24,2 "	= 0,2 v. H.
Ägypten	99,5 "	= 1,0 v. H.
Brit.-Westafrika	106,7 "	= 1,1 v. H.
Senlon	37,9 "	= 0,4 v. H.
Webr. Amerika	15,8 "	= 0,2 v. H.

zuf. 1864,7 Mill. Mark = 19,2 v. H.
Bei Einrechnung der Kolonien ist unsere Einfuhr noch größer als die Ausfuhr. Deutschlands Handel mit seinen eigenen Schutzgebieten belief sich — abgesehen von Tintinat — in der Ausfuhr auf 50,3, in der Einfuhr auf 43,0 Mill. Mark.

Wer sich selber auch Schutzkleid wünscht, möchte doch für andere gern den Freibandel erhalten sehen, weil es seinem eigenen Handel erträglich ist. Von den englischen Kolonien sind Kanada, Australien und Südafrika mit 170 Millionen Mark Einfuhr aus Deutschland fast dem Schutz Zoll ergeben und bezuzogen die Einfuhr aus England. Die gesamte übrige Einfuhr von 1310 Mill. Mark aber steht unter der Herrschaft des Freibandels und das britische Reich damit in einem für uns vorteilhaften Gegensatz zu den Vereinigten Staaten, die nur für 640 Mill. Mark Waren aus Deutschland bezogen.

Die unionistische Partei in England ist nun jedoch mit der schützlerischen ziemlich identisch. Sie glaubt, bei einem Uebergang zum Schutz Zoll könne England mit dem Arbeiten für sich mehr als mit dem Arbeiten für das Ausland erreichen, ein Teil will auch durch Kampfzölle bessere Bedingungen erzielen. Wenn dem letzteren dies gelingt, wird er wohl mit dem früheren Premierminister Balfour an der Spitze zum Freibandel zurückkehren. Einen gewissen Eindruck hat der Sieg der demokratischen Partei in den Vereinigten Staaten gemacht, im allgemeinen steht aber die gegen den Freibandel gerichtete Furcht noch hoch. Und — auch in England hat sie nicht nachgelassen, wie die liberalen Verluste bei den Wahlen dartun, wenn sie auch zum Teil auf die irische Politik zurückzuführen sind.

Deutsches Reich.

Banken-Großmacht.

Der unauffällig fortwährende Konzentrationsprozeß im Wirtschaften hat eine neue Frucht gezeitigt in Gestalt der Verschmelzung der Slesener Kreditanstalt mit dem Slesener Bankverein. Dadurch erstet eine siebente deutsche Großbank mit einem Aktienkapital von über hundert Millionen Mark. Sie gehört zum Konzentration der Deutschen Bank, deren Einfluß auf das rheinisch-westfälische Industriegebiet nunmehr verankert ist. Diese gewaltige Entwicklung drängt schon aus Zweckmäßigkeitsgründen zur Inangriffnahme eines Kartellgesetzes durch das Reich, denn der Monopolcharakter auf dem für die Volkswirtschaft so wichtigen Gebiet des Geldwesens prägt sich immer stärker aus. Es trifft sich da gut, daß diese Materie in der Kommissionsberatung des Petroleu-Monopol-Entwurfs angeknüpft werden wird. Im Reichsamt des Innern ist zwar vor Jahren schon eine Denkschrift über das Kartellwesen ausgearbeitet worden, aber ihr Inhalt ist durch die Entwicklung überholt, besonders hinsichtlich der Trufbildung auf dem Gebiete des Bankwesens. Hier aber darf Deutschland am wenigsten amerikanischen Zuständen zureichen. Zu den Politiken, die sich mit diesem schwierigen nationalökonomischen Problem schon eingehender beschäftigt haben, gehört bekanntlich der frühere Staatssekretär, jetzige Reichstagsabgeordnete Graf Posadowsky.

Zur bedingten Begnadigung Jugendlicher.

Nach einem Bericht des Münchener Jugendgerichtes wurden im Jahre 1909 169 Jugendliche verurteilt und zugleich bedingt begnadigt. Davon führten sich 90 oder 55 v. H. während der Zeit von 1 1/2 Jahren so gut, daß ihnen die Strafe erlassen werden konnte; bei 73, d. i. etwa 45 v. H. kam es wegen schlechter Führung zum Widerruf. Eine besonders auffällige Verschlechterung in der Führung der bedingt Begnadigten hinsichtlich der schlechter ist nicht festzustellen. Nur wurden bei den Knaben um 1/2 v. H. weniger widerrufen als bei den Mädchen. Dieses Merkmal dürfte auf die stärkere Gefährdung solcher Mädchen zurückzuführen sein, die bereits wegen Gewerbsunzucht bestraft sind. So wurden beispielsweise von 15 Mädchen, die wegen Gewerbsunzucht vor Gericht standen und bedingt begnadigt wurden, 10 wieder rückfällig. Daraus folgt, daß gerade für

solche Mädchen eine dauernde energische Fürsorge erforderlich eintreten muß. Bei Knaben bildet der Anlaß zum Widerruf der Bewährungsfrist meist die Haftstrafe, die wegen Schulverweigerung der Fortbildungspflichtigkeits verhängt wurde. Oft sind aber an den verurteilten Schulnachmittagen weniger die Fortbildungsschüler als unruhige Werkmeister und Arbeiter schwer, die ihre Zeitlinge nicht gegen einen Nachmittags vom Geschäft weglassen wollen. Es fragt sich daher, ob eine Haftstrafe bei Schulverweigerung der Fortbildungsschüler wirklich zweckmäßig ist.

Das Schicksal des bayerischen Jesuitenordens.

Die offiziöse „Bayer. Kor.“ schreibt: „Zuletzt hat der Erlass zu existieren aufgehört, ohne daß eine förmliche Zurücknahme erfolgt wäre, denn Reichsrecht geht vor Landesrecht. Durch den Beschluß des Bundesrats wurde der Erlass ohne weiteres außer Kraft gesetzt. Einer diesbezüglichen Verfügung bedarf es daher noch nicht bei bayerischen Regierung nicht, und eine solche ist tatsächlich nicht erfolgt.“

Die Braunschweigische Landesynode und das Jesuitengeheh.

Die Braunschweigische Landesynode nahm folgenden Antrag an: „Im Hinblick darauf, daß von neuem im Deutschen Reichstag ein Antrag auf Aufhebung des Jesuitengesetzes eingebracht werden wird, spricht die Synode einmütig die feste Erwartung aus, daß die zuständigen geistlichen Faktoren des Deutschen Reiches und des braunschweigischen Staates allen auf Beseitigung oder Abänderung des Jesuitengesetzes gerichteten Bestrebungen ein entschiedenes Nein entgegenzusetzen werden. Sie tut das nicht aus Jesuiteneigenen, sondern getrieben durch die Rücksicht auf den konfessionellen Frieden, dessen erbitterter und gefährlichster Feind, wie die Geschichte zeigt, der Jesuitenorden ist.“

Volkschulreform in Sachsen.

Wie aus Dresden gemeldet wird, sind die Verhandlungen zwischen den beiden sächsischen Kammern wegen der Volkschulreform vollkommen ergebnislos verlaufen. Falls die Zweite Kammer indes nicht eine Zweidrittelmajorität gegen das Gesetz aufbringt, kann es trotzdem von der Regierung veröffentlicht werden, auf diesem Wege ist auch das bestehende Schulgesetz erlassen worden. Es ist noch nicht sicher, ob sich eine solche Zweidrittelmajorität finden wird.

In unserer gestrigen Morgenausgabe muß es im Leitartikel heißen: „Der Ministerpräsident erschien zwar, nicht aber der Kriegsminister Herr v. Heeringen.“

Parteinachrichten.

Die Reichstagswahlwahl in Preuß. u. L.

In dem Wahlkampf, der um das Mandat des verstorbenen sozialdemokratischen Abgeordneten Jörster in Preuß. u. L. geführt wird, fällt heute die Entscheidung. Die kurze Spanne Zeit, die für die Wahltagung zur Verfügung stand, ist von allen Parteien kräftig ausgenutzt worden. Am eifrigsten war natürlich die Sozialdemokratie. Seit Wochen sind ungefähr 20 sozialdemokratische Reichstagsabgeordnete im Kreise tätig. Die Sozialdemokratie sagt sich, daß ihr der Sieg entweder gleich im ersten Wahlgang oder gar nicht zuzulassen wird. Auf dem Lande versucht der Bund der Landwirte alle Mittel, um für den antisemitischen Kandidaten Latmann Stimmung zu machen. Der nationalliberale Kandidat Dr. Stresemann betreibt den Hauptanteil der nationalliberalen Wahlarbeit selbst, und er hat auch mit großem Erfolge persönlich gegen sozialdemokratische Redner gesprochen. Von liberalen Abgeordneten helfen außerdem die Nationalliberalen Dr. Bed. Heibelberg, Götting, Dr. Quard, J. Ler und Marquard, sowie die Fortschrittler Kopsch und Barckhoff im Kreise. Im liberalen Lager rechnet man mit einer Stichwahl.

Schule.

Nicht zwölz lernen!

Nach der Berechnung des Bayerischen Statistischen Landesamtes in München treffen auf Niederbayern allein 35 v. H. der Dispenzierten im Königreich; d. h. in diesem Kreise werden so viele Schüler schon nach sechsjährigem Schulbesuch entlassen wie sonst in zwei Kreisen zusammen. Man wird mit gutem Grunde annehmen dürfen, daß hier die Geisteslähmung im Nebenamt zugleich Volkschulinspektoren sind, den um Befreiung vom Schulbesuch im letzten Schuljahre nachsuchenden Eltern recht weitgehend entgegenkommen. Solche Befreiungen dürfen im allgemeinen nur in vereinzelten äußersten Notfällen gewährt werden. Aber

Niederbayern liegt nahe bei Tirol; es ist diejenige unter den bayerischen Provinzen, wo das „Bildungsruhrland“ Zentrum sein muß und unumstößlich die Herrschaft übt.

Kleine vermischte Nachrichten.

Der Subkollaborator Landig wird sich bald nach seinem Wiederzusammenritt am 20. Januar mit einem Wahrscheinlichkeit auf der Regierung zu beschäftigen haben, der den Anträgen der Abg. Crone (Sp.) und Herold (nl.) weit entgegenkommt. Der Entwurf sieht ein Wahlrecht nach Ständen vor, schafft besondere Vertreter für Industrie, Landwirtschaft, Arbeiter, Kirche, Schule usw. Soweit bekannt, wird die sozialdemokratische Landtagsmehrheit dem Entwurf nicht zustimmen; sie wünscht vielmehr ein reines Verhältniswahlgesetz.

Mor. und Personalnachrichten.

* Prinz Eitel Friedrich von Preußen hat eine Einladung des Offizierskorps des Grenadierregiments König Friedrich Wilhelm IV. zu einer Weihnachtsfeier angenommen und begibt sich zu diesem Zweck am Sonnabend nach Steffin. Der Prinz steht bekanntlich à la suite des Regiments.

* Prinz Heinrich der Niederlande ist Mittwoch nachmittag mit Gefolge in Berlin eingetroffen und im Hotel Campana abgestiegen. Er war vorher zur Jagd beim Großherzog von Sachsen-Weimar und wird im Laufe des Donnerstags nach dem Haag zurückkehren.

* Der Namenstag des russischen Jaren. Aus Anlaß des Namenstages des Jaren Nikolaus II. von Rußland findet heute in der Kapelle der Berliner russischen Botschaft ein Festgottesdienst statt, an dem außer den Mitgliedern der russischen Botschaft Vertreter des diplomatischen Korps, des Hofes und der Regierung, sowie Deputationen des Kaiser Alexander-Garde-Grenadierregiments Nr. 1, dessen Chef der Jar ist, und des 2. Garde-Dragonerregiments Kaiserin Alexandra, des die Jarin zum Chef hat, teilnehmen werden.

* Oberst a. D. Franz Wittels, der frühere Kommandant des Potsdamer Leibhularen-Regiments (seinerzeit der einzige bürgerliche Offizier dieses Regiments), ist am Mittwoch in Wiesbaden im Alter von 64 Jahren an den Folgen einer Lungenentzündung gestorben. Der Verlebliche erkrankte sich der besonderen Verfassung des Kaisers.

* Die Winterfestlichkeiten am kaiserlichen Hofe. Mit dem bevorstehenden Neujahrstage geht auch die Tätigkeit der Leibpagen ein, die zu je zwei dem Kaiser und der Kaiserin, dem Kronprinzen und der Kronprinzessin und den verheirateten Prinzen und Prinzessinnen für die Winterfestlichkeiten zugeteilt sind. An der Spitze des Pagenintituts, zu dem noch eine größere Anzahl von Hofpagen gehört, steht als Pagenoberhaupt der zweite Adjutant des Kommandos des Kadettenkorps, Oberleutnant v. Scheffer. Leibpagen des Kaisers sind: Friedrich Karl v. Aeltz, Sohn des kaiserlichen Stiefadjutanten, und Ernst Günther v. E. v. Rothemann, Sohn des kommandierenden Generals des 7. Korps; die der Kaiserin sind: Holmer v. Dittmar, Sohn des Generalmajors und Kommandeurs der 11. Infanteriebrigade, und Kotho Frhr. v. Sanden, Sohn des Generalleutnants in Ruhestand a. D. Als Stiefbrüder bei den Hofpagen sind bestimmt: Oberleutnant Wobig v. Wobig-Kannenberg vom 1. Garderegiment zu Fuß und Oberleutnant Graf Kunz v. Sahn vom Regiment der Gardes du Corps.

Kalleischer Marktbericht

vom 16. Dezember

Hier pro Mandel	1,50-1,50 M.	Notkohl pro Stück	0,05-0,15 M.
Butter pro Stück	0,65-0,75	Wirtskohl pro Stück	0,05-0,10
Eiweizen pro Stück	2,25-3,70	Grünkohl pro Stück	0,03-0,05
Hafer pro Stück	1,50-3,00	Mümentohl pro St.	0,10-0,15
Gerste pro Stück	3,00-4,50	Mohrrüben pro St.	0,10-0,15
Ölweizen pro Stück	5,00-7,00	Kohlrüben pro St.	0,05-0,10
Saaten in v. Weiz.	1,00-1,75	Kohlrüben pro Stück	0,02-0,03
Wiesel pro Hund	0,10-0,25	Maisproben v. Hund	0,05-0,05
Wiesen pro Hund	0,10-0,25	Zwiebeln pro Hund	0,03-0,05
Damen	3,00-4,25	Sellerie pro Stück	0,05-0,10
Kornschrot pro St.	1,00-1,75	Kartoffeln pro St.	2,50-3,00
Hiebstrich pro St.	0,80-1,20	Wid.	0,03-0,05
Kornschrot pro St.	2,00-3,00	Schmelzweilich Wd.	0,06-1,20
Kornschrot pro St.	1,00-2,25	Sammweilich	0,60-1,40
Saaten pro Stück	0,01-0,05	Mühlweilich	0,08-1,20
Wiesloch pro Stück	0,05-0,10	Kartoffeln	0,80-1,40

Redaktions-Vertung: Wilhelm Georg.

Verantwortlich für den politischen Teil: Wilhelm Georg; für den lokalen Teil, für Provinznachrichten, Gericht, Handel: Eugen Brinkmann; Feuilleton, Vermischtes usw.: Martin Feuchtwanger; für Ausland und letzte Nachrichten: Dr. Karl Baer; für den Inseratenteil: Albert Barth; Druck und Verlag von Otto Sende. Sämtlich in Halle a. S.

— Diese Nummer umfaßt 16 Seiten. —

Wenn das so weiter geht, leg' ich mich nieder

! und lasse einfach alles im Stich. So bis erkläre ich dir noch nie gewesen, und der Tee, der mir immer geschmeckt hat, vermag total. — Aber wer wird das denn hinlegen! Ich nehme in solchen Fällen einfach Rags Sodener Mineralsalzen, die ich in irgend einer Apotheke oder Drogerie für 33 M. faule, und ich habe noch immer gefunden, daß sie bei berartigen Zuständen ganz ausgezeichnet wirken.

KLOSS U. FOERSTER-SEKTE: "ROTKAPPCHEN" "CABINET"

Zu beziehen durch den Weinhandel.

Vertreter: Carl Wicht, Halle a. Saale, Fernsprecher 3436.

